Protestantenblatt

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

36. Jahrgang des „Deutschen Protestantenblattes“. **7. Jahrgang des „Protestant“.**

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben durch **R. Emde** (Bremen) und **M. Fischer** (Berlin).

Verlag von Carl Schünemann, Bremen.

Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten (Postzeitungs-Katalog Nr. 6244a), sämtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, sowie auch der Verleger entgegen.

(Bei direkter Zusendung unter Kreuzband kommen zum Abonnementspreis noch 40 Pfg. Porto-Auslagen pro Quartal hinzu.)

Anzeigenpreis pro 4 gespaltene Petitzeile ..... 30 ₰
do. „ 2 „ Reklamezeile (direkt unter dem redaktionellen Teil) ..... 80 ₰

Rabatt dem Umfang des Auftrags entsprechend. — Inserate nehmen außer dem Verlag, sämtliche Annoncenexpeditionen entgegen.

Erscheint jeden Sonnabend. **Nr. 32.** Vierteljahrspreis 1 M. 50 ₰

Berlin **8. August 1903** **Bremen.**

Inhalt: Gesegneter Besuch. — Das Christusproblem. I. Von H. Weinel. — Die römisch-katholische Kirche als Erbin der Antike. Von Rahlwes. — Religiöse Weltanschauung. Von W. Nestle. — Kirchliche Nachrichten. — Anzeigen.

Feuilleton: Marie Durant. Von Karl Lamb.

Gesegneter Besuch.

Luc. 19, 1–10.

Jesus war bei Zachäus eingekehrt; draußen vor dem Hause staute sich die Menge, dieweil der Herr drinnen weilte: was mögen die beiden nur verhandeln? Wir lesen nichts davon im Texte; aber von Wind und Wetter, von der neuesten Zollpolitik des Römerreichs und der allgemeinen politischen Weltlage scheinen sie nicht gesprochen zu haben. Denn soviel erfahren wir über das Resultat der Unterredung, daß, als der Herr sich zum Gehen anschickte, Zachäus vor ihn hintrat und sprach zu ihm: „Siehe, Herr, die Hälfte meiner Güter gebe ich den Armen, und so ich jemanden betrogen habe, das gebe ich vierfältig wieder.“ Das Gespräch scheint also eine stark persönliche Wendung genommen zu haben, so stark, daß Zachäus sich getroffen fühlte. Aber „getroffen“ ist vielleicht doch der richtige Ausdruck nicht; seine Worte atmen nichts von Befangen- und Beklommenheit, es spricht aus ihnen vielmehr der Ton der Freude, es ringt sich mit ihnen spürbar etwas Befreiendes von der Seele des Mannes los. Des Menschen Sohn ist gekommen selig zu machen, und Zachäus ist selig; sein Antlitz strahlt die innere Seligkeit wieder, Jesus sieht das, und er weiß und sagt's: „Heute ist diesem Hause Heil widerfahren.“

Merkwürdig! Jesus war sonst in vielen Häusern noch, aber das Wort, das er hier dem Gastgeber sagt, hat er anderswo nicht gesprochen. Simon, der Pharisäer, hatte ihm, und gewiß mit viel Pomp, ein Gastmahl bereitet, aber solch ein Wort, wie hier Zachäus, hat er nicht hören dürfen. Hier war Jesus ganz unverhofft gekommen; kurz nur war sein Aufenthalt. Kurz, aber gesegnet. Simon hatte ihm sein Haus, Zachäus auch sein Herz geöffnet; darin liegt der Unterschied zwischen dort und hier. Merke wohl: Der göttliche Segen kann dich überfallen, kann über dich und dein Haus kommen, ganz unerwartet, schnell, ohne sonderliche Vorbereitungen deinerseits; nur dieses: wann er kommen will, mußt du die Zeit nicht verpassen! Mußt bereit sein, den Herrn zu hören, wenn er gerade mit dir, von dir und über dich redet; mußt dann nicht von dritten und vierten dich mit ihm unterhalten wollen, wie Simon tat, da er die Unterhaltung auf das sündige Weib lenken wollte; darfst auch nicht lässig sein und den Besuch lieber auf andere Stunden bestellen wollen, wie Felix und sein Weib Drusilla taten, da Paulus zu ihnen redete von der Gerechtigkeit und der Keuschheit und dem zukünftigen Gericht, und Felix zu ihm sprach: „Gehe hin auf dies Mal; wenn ich gelegene Zeit habe, will ich dich herrufen lassen.“ Vielmehr gilt es hier, es sei wie, wo und wann der Herr zu dir kommt und mit dir sich unterredet: „Sehet, jetzt ist die angenehme Zeit, jetzt ist der Tag des Heils.“

Das Christusproblem.

I.

Der freundlichen Aufforderung der Redaktion, einen Aufsatz über das von Kalthoff in seiner Schrift: Das Christusproblem, neu angeregte und so eigenartig beantwortete Problem für das „Protestantenblatt“ zu schreiben, wäre ich gern erst dann nachgekommen, wenn der Herr Verfasser die von ihm in dem Vorwort zur zweiten Auflage versprochene ausführliche Begründung der bis jetzt erschienenen flüchtigen Skizze nachgebracht haben wird. Aber da das kleine Buch besonders in der Laienwelt großen Eindruck gemacht hat, einmal getragen von der darstellenden Kunst und der geistvollen Art des Verfassers, dann aber auch, weil es herrschenden Zeitströmungen sehr stark entgegenkommt, ja ihnen entwachsen ist, so ist es vielleicht auch jetzt schon nicht unnütz, einmal festzustellen, wie weit die darin vertretene Auffassung von der Entstehung des Christentums und der Person Jesu den Quellen und den Tatsachen entspricht und wie weit nicht.

Die Verhandlungen über diese Frage können ganz und gar getrennt werden von zwei anderen, die Kalthoff und seine Gegner hereingezogen haben, nämlich die Frage nach der rechten geschichtlichen Methode und die Frage nach der kirchlichen Bedeutung der Resultate Kalthoffs.

Kalthoff nennt seine Schrift „Grundlinien zu einer Sozialtheologie“ und stellt sie in scharfem Gegensatz gegen die seitherige geschichtliche Forschung, die er mit der liberalen Theologie in eins setzt. Es gibt aber für eine wirklich wissenschaftliche Arbeit und geschichtliche Forschung weder eine orthodoxe, noch eine liberale, noch eine soziale Theologie, sondern nur eine Arbeitsweise, die alle Quellen sorgfältig fragt, alle Strömungen sozialer und sittlich-religiöser Natur, alle äußeren und inneren Verhältnisse einer Zeit berücksichtigt und aus einer gewissenhaften Kritik der Quellen das geschichtliche Bild erhebt, indem sie sich aller erkannten Wirklichkeit ehrlich beugt, weder um der Massen willen die Persönlichkeiten noch um der Persönlichkeiten willen die Massen verleugnet.

Diese streng geschichtliche, philologische Methode, die sich nicht von vorgefaßten Meinungen über das Mögliche und Nichtmögliche leiten läßt, ist die einzig berechtigte und erfolgreiche Weise, geschichtliche Wirklichkeit zu erforschen. Darum werde ich mich auf den Streit um die Methode hier nicht einlassen.

Derselbe ist überdies von Thikötter so trefflich geführt, Kalthoffs vermeintliche bessere Methode ist von ihm so zutreffend charakterisiert und erschöpfend kritisiert worden, daß ich auch deshalb schon hier nicht mehr darauf zurückzukommen brauche.

Wenn ich mit diesen Worten dem Thema etwas von dem leidenschaftlichen Interesse, das es erwecken kann, genommen habe, werde ich mich freuen. Denn Leidenschaft ist in der Wissenschaft immer ein Übel. Ich hoffe, daß des Interessanten auch so noch genug bleiben wird.

Ich werde mich bei meinen Ausführungen lediglich darauf beschränken, die aus der christlichen Literatur hergenommenen Begründungen der These Kalthoffs zu prüfen, nachdem Herr Professor Dr. Henke die aus der gleichzeitigen Profanliteratur entnommenen so treffend entkräftet hat. Ich beschränke mich weiter darauf, Kalthoffs Hauptgedanken und Hauptargumente darzustellen und zu widerlegen; es ist im Rahmen auch einer Reihe von Zeitungsartikeln nicht möglich, alle seine kühn aufgestellten Behauptungen und flüchtigen Bemerkungen über die altchristliche Literatur zurechtzustellen.

Der Grundgedanke der Schrift ist: das Jesusbild der Evangelien ist eine Allegorie, in der die messianisch-sozialen Strömungen der römischen Kaiserzeit sich selbst zeichnen. Diese These sucht Kalthoff, soviel ich sehe, durch drei Gedankengänge als richtig zu erweisen, nämlich:

1) „Christus" ist in der gesamten altchristlichen Literatur die werdende Kirche.
2) Die Evangelien sind eigentlich Apokalypsen, die denselben Gedanken darstellen, und weisen nicht nach Palästina, sondern nach Rom.
3) Man kann die altchristliche Literatur wirklich nach dieser neuen Auslegungsweise verstehen und besser verstehen, als die seitherige Exegese es vermag.

1. Die Begründung der Allegorie aus der altchristlichen Literatur.

Die Richtigkeit seines Grundgedankens sucht Kalthoff zunächst dadurch zu stützen, daß er nachzuweisen unternimmt, wie in der gesamten Literatur des Urchristentums — zunächst einmal abgesehen von den Evangelien — in der Person Christi nichts anderes als die Idee der werdenden Kirche dargestellt werde. Er führt zum Beweis dieses Satzes Stellen aus den sogenannten apostolischen Vätern, den ältesten uns außerhalb des Neuen Testamentes überlieferten Schriften, und aus den Briefen des Neuen Testamentes selbst an.

Nun ist ohne weiteres zuzugeben, daß an dem aufgestellten Satze etwas Richtiges ist, aber er ist eine halbe Wahrheit und modernisiert etwas viel antiker und realistischer Gedachtes. Es findet sich nämlich in fast allen Schriften der werdenden Kirche die auch den Nichttheologen aus Paulus bekannte Vorstellung, daß Christus, das himmlische Wesen, das in Jesus von Nazareth gewohnt hat, jetzt in den Christen wohne, daß diese also gleichsam seine „Glieder" ausmachen und mithin die Kirche, die Gemeinde, sein sichtbarer Leib auf Erden sei. Das ist aber nicht allegorisch gemeint, sondern ganz wörtlich. Jenes himmlische Wesen wohnt — wie die Teufel in den Besessenen — wirklich in den Christen, als ihr Geist gleichsam. Es ist nach der Meinung der Schriftsteller nicht ein „Prinzip", sondern eine Person.

Daneben aber kennen alle altchristlichen Schriften — mit einziger Ausnahme des Jakobusbriefes — Jesus als historische Person, als den unter Pontius Pilatus gekreuzigten Mann aus Nazareth, in dem jenes Geistwesen zum erstenmal Wohnung machte. Sie überliefern Sprüche von ihm und Tatsachen seines Lebens, auch solche, die sich in unsern Evangelien nicht finden. Man muß überhaupt wissen, daß die Evangelienliteratur einst viel bedeutender war, daß man viel mehr Evangelienschriften besaß, als wir heute haben. Ein Teil davon ist uns in Resten erhalten, das meiste ist untergegangen. Aber überall und in der ganzen übrigen Literatur herrscht die Meinung, daß das Geistwesen, das jetzt die Kirche durchwaltet, einst in Jesus von Nazareth gewohnt habe. Zum Beweis einige Stellen aus der von Kalthoff citierten Literatur.

Im Barnabasbrief (ca. 100—130) soll nach Kalthoff der Herr einfach die Kirche sein, weil er der im A. T. redende Herr ist. Gewiß hat man geglaubt, daß das in Jesus gewesene Geistwesen schon vorher existiert und im A. T. Offenbarungen gegeben habe; aber daß dieses Geistwesen sich mit einem Menschen

---

Marie Durand.

Eine Heldin des Glaubens.

Nicht weit von der Mündung der Rhone im südlichen Frankreich, im Departement Gard und Arrondissement Nimes liegt das Städtchen Aigues-Mortes, eine Stunde vom mittelländischen Meere entfernt. Die Gegend ringsum besteht teils aus Sand, teils aus Sümpfen; die Bewohner nähren sich von Handel und Fischerei. Was das Interesse des Besuchers fesselt, sind die mittelalterlichen Befestigungen, die noch heute vortrefflich erhalten sind.

Schon zur Zeit Karls des Großen hatte hier ein Festungswerk gestanden, Matafère genannt, das den Landeskindern als Asyl diente gegen die räuberischen Einfälle der Sarazenen. Ludwig IX. ließ die zerfallenen Mauern wieder aufbauen. Die Höhe des Turmes betrug 80 Fuß, sein Durchmesser 66 Fuß — seine Mauern waren 6 Meter dick. Mit seiner gewaltigen Rotunde überragte er alle die andern großartigen Festungswerke des Mittelalters. Man könnte versucht sein — sagt Theodor Schott — den alten Turm mit einem romantischen Schimmer zu umkleiden, wenn nicht unsäglicher Jammer an diesen vielberühmten Ort sich heftete. „Für die Protestanten Frankreichs knüpft sich an diesen Turm eine der düstersten Erinnerungen aus ihrer an Verfolgungen und Bedrückungen so reichen Geschichte; denn jahrzehntelang diente er als Gefängnis für arme protestantische Frauen, und das Verbrechen, welches sie in dem grausigem Turme abbüßen mußten, war kein anderes als die Treue gegen ihren evangelischen Glauben. Bedeutungsvoll weist so der Name des Turmes (La Constance) hin auf die schönste Eigenschaft seiner unglücklichen Bewohner, auf ihre Frömmigkeit und Anhänglichkeit an den ihnen teueren evangelischen Glauben." — In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts war der Turm von Aignes-Mortes der stumme Zeuge vieler Tränen und Schmerzen, entsetzenerregender Dramen, die sich in seinen düsteren Tiefen abspielten. —

Es war am 25. August 1730, als Marie Durand aus ihrem Heimatdorfe die Wanderung nach dem uralten Turm antreten mußte. Sie war gefangen genommen worden — weil sie die Schwester eines Geistlichen war. Sie war damals 18 Jahre alt, die glückliche Braut von Matthieu Serres, der wegen religiöse Vergehen im Fort Brescou bei Cette eingekerkert ward. Vieles hatte sie schon von dem düstern Turm und seinen Gefangenen gehört — wie staunte sie, als sie dies Denkmal aus vergangener Zeit mit eigenen Augen sah. Durch eine Fallbrücke des Festungswalles gelangte man zu dem Turm. Zwei eiserne Tore führten zu seinen inneren Gemächern. Es waren zwei geräumige Säle, die übereinander lagen. Der untere diente als Aufenthalt für die Besatzung, in dem oberen verwahrte man die Gefangenen. Der untere Raum empfing sein Licht von dem oberen durch eine kreisrunde Öffnung von ungefähr 6 Fuß im Durchmesser, welche auch zum Ausgang für den Rauch diente, der von der Feuerstelle ausging. Ebenso war der obere Saal mit der Plattform durch eine Öffnung verbunden, durch welche Luft und Licht, aber auch Wind und Regen eindringen konnten. Eine im Innern der Mauern angebrachte finstere Treppe führte auf das platte Dach des Turmes, auf dem sich ein Leuchtturm erhob, dessen Feuer früher den Schiffen im Mittelmeer den Weg wies. Von hier genoß man eine weite Aussicht auf die altertümliche Stadt, die schweigende Umgebung und das Meer im Süden. Hier hörte man, wenn der Südwind wehte, deutlich das dumpfe Tosen der Wogen, die die gewaltigen Mauern rauschend umspülten, und das Brausen der Stürme über den Lagunen der Küste.

In diesem Turm ward Marie Durand mehr als 30 Jahre gefangen gehalten. Mit beispielloser Geduld und Standhaftigkeit hat sie ihr furchtbares Los ertragen, und mit Bewunderung

Jesus verbunden hat, ist im Barnabasbrief ebenso deutlich überliefert. Nach 2_6 hat dieser Jesus ein „neues Gesetz" gegeben, nach 4_{14} Wunder getan, nach 5_1 Geduld geübt bis zum Tod, im Fleisch ist er offenbar geworden, hat gelehrt, Apostel als Prediger ausgeschickt und zwar Sünder, um zu zeigen, daß er nicht gekommen sei, Gerechte zu rufen, sondern Sünder (5_6 ff). Zwölf Apostel nach der Zahl der Stämme Israels waren es (8_2 ff). Am Holz hat er gelitten, ist mit Galle und Essig getränkt worden ($7_{3.\ 5}$), nachdem man ihn im Purpurgewand geschlagen und verspottet hatte (7_9). Das Kreuz, an dem er litt, ist im A. T. mehrfach angedeutet (8_5, 9_8, 11_8, 12). Er war selbst freilich nicht ein bloßer Menschen- und ein Davidssohn, sondern Gottes Sohn, der im Fleisch erschien (12_{10}). Aber wie man sieht, weiß der Barnabas recht viel und ganz konkrete Züge aus Jesu Leben.

Nicht anders ist es mit dem ersten Klemensbrief, von dem man heute fast allgemein annimmt, daß er um das Jahr 100 verfaßt sei. Gewiß hat nach ihm, wie Kalthoff betont, Christus die Verfassung der Kirche geoffenbart — eine katholische Annahme, die also schon recht alt ist. Aber welcher Christus hat das getan? — Der historische Jesus, denn so heißt es: „Die Apostel kamen mit der Botschaft von Jesus Christus her, Jesus der Christus aber von Gott gesandt .... da sie also Weisung empfangen hatten (vgl. Matth. 10) und durch die Auferstehung .... zur vollen Gewißheit gekommen waren, zogen sie aus (K. 42). Von diesem geschichtlichen Jesus weiß Klemens allerlei. Er spielt auf ein Wort von ihm an (2_1), das wir Apostelgeschichte 20_{32} finden: Geben ist seliger als Nehmen, weiß von seinen Worten und Leiden (2); kennt die Apostel Petrus und Paulus, auch dessen ersten Korintherbrief (47_1), und ihr Martyrium (5_4 f.). Zweimal spielt er auf die Abendmahlsworte an (7_4, 21_6); und daß er diese Scene nicht nur aus 1. Kor. 11_{23} ff. kennt, beweist er durch Anführung eines weiteren Wortes, das durchaus im Typus der Jesusworte in den drei ersten Evangelien gehalten ist (13_2): Seid barmherzig, damit ihr Erbarmen findet; vergebet, damit ihr Vergebung erlangt! Wie ihr tut, so wird man euch tun, wie ihr gebt, so wird euch gegeben werden; wie ihr richtet, so werdet ihr gerichtet werden; wie ihr gütig seid, werdet ihr Güte finden; mit welchem Maße ihr messet, damit wird euch gemessen werden." Ein drittes Wort steht 46_7 f.: „Erinnert euch der Worte unsers Herrn Jesu Christi; denn er hat gesagt: Wehe diesem Menschen; besser wäre es ihm, wenn er nicht geboren wäre, als daß er einen von meinen Auserwählten ärgere (= zu Fall brächte). Besser wäre es ihm, man hinge ihm einen Mühlstein um den Hals und versenkte ihn ins Meer, als daß er einen von meinen Auserwählten abwendig machte." Auch daß Jesus auf Erden arm und verachtet war, weiß Klemens (46_2), und sicher nicht bloß aus Jes. 53. Denn aus dieser Stelle lassen sich die anderen Angaben über Jesus im ersten Klemensbriefe nicht ableiten.

Ich mache mich anheischig, aus der gesamten Literatur der zwei ersten Jahrhunderte denselben Nachweis zu führen, den nämlich, das man geglaubt hat, Jesus sei ein unter Pontius Pilatus gekreuzigter Mann gewesen, von dem man einen reichen Schatz von Worten und viele Einzelheiten des Lebens weiter überlieferte. Daneben glaubte man, daß ein himmliches Wesen, daß man mit allerlei Namen nannte, aber noch nicht mit Gott selber gleichsetzte, wenn man es auch schon als „Gott" bezeichnete, in ihm gewohnt habe. Es gab zwei von dieser allgemein christlichen abweichende Anschauungen: eine kleine Gruppe jüdischer Christen hielt Jesus für einen „bloßen Menschen", eine ganze Reihe von gnostischen Gemeinschaften behauptete, da ihnen die menschliche Natur des Gottessohnes als eine Entwürdigung erschien, er habe nur einen Scheinleib getragen und auch diesen vor der Hinrichtung verlassen. Aber auch diese Gnostiker leugneten nicht, daß das himmlische Wesen auf einen unter Pontius Pilatus gekreuzigten Menschen herabgestiegen sei. Wäre darüber irgend eine Unsicherheit gewesen, so hätten sie es sich sicher nicht entgehen lassen, sie für ihre Theorien zu benutzen.

Kalthoff erreicht nun den „Beweis" für seine These durch zwei Verwechslungen: er ignoriert den scharfen und bestimmten Unterschied, den die altchristlichen Schriftsteller 1) zwischen dem historischen Jesus und dem in den Christen wohnenden Wesen, und 2) zwischen diesem in den Gläubigen wohnenden Wesen

---

schauen wir empor zu der Größe ihrer Gesinnung, zu ihrem Heroismus im Entsagen und Dulden.

Sie war im Jahre 1712 geboren als die Tochter eines Gerichtsschreibers, namens Etienne Durand und dessen Frau Claudine Gaumonet. Ihre Eltern wohnten in der Diözese Viviers, im Dorfe Bouchet, welches zur Parochie Pranles gehörte. Über ihre ersten Lebensjahre ist nur wenig bekannt. Schon frühe zeigte sie glückliche Anlagen des Geistes und einen außerordentlichen Bildungstrieb. Sie ward von ihren glaubensfreudigen Eltern im reformierten Bekenntnis erzogen. Eine innige Liebe verband sie mit ihrem älteren Bruder, der Geistlicher war und einen großen Einfluß auf ihr religiöses Leben ausübte. Mit tiefem Schmerz erfüllte sie das traurige Schicksal, das diesem später beschieden war, indem man ihn zu Montpellier am 22. April 1732 hinrichtete. Aber andrerseits bestärkte sie die Standhaftigkeit, mit welcher ihr Bruder bis zum letzten Atemzug an seinem evangelischen Glauben festhielt, in ihrem eigenen religiösen Bewußtsein. Keine Macht der Welt hätte sie bewegen können, ihre Glaubensüberzeugungen preiszugeben. Sie sah von Kindheit an, wie ihre Glaubensgenossen ungerecht leiden mußten, wie sie die unerhörtesten Verfolgungen zu erdulden hatten. Ihre Jugend fiel in eine der schlimmsten Zeiten in der Geschichte des reformierten Protestantismus. Der 18. Oktober 1685, der Tag der Aufhebung des Edikts von Nantes durch Ludwig XIV. hatte unsägliches Elend über Frankreich gebracht. Er hatte die geheiligten, unverletzlichen Grundlagen jeder menschlichen Gesellschaft angegriffen: die Religion, die Familie, das Eigentum. Der überlieferte Verfolgungsgeist schritt zu den unerhörtesten Gewalttätigkeiten und Grausamkeiten, zu den furchtbarsten Todesstrafen. Der Herzog von Saint-Simon sagt in seinen Denkwürdigkeiten, der vierte Teil des Reiches sei dadurch entvölkert, die politische Macht des Landes, sein Reichtum, seine Industrie, sein sittlicher und religiöser Geist zu Grunde gerichtet worden.

Kein reformierter Gottesdienst war seit 1685 im ganzen Königreich erlaubt. Alle Prediger sollten das Land verlassen und keine Amtshandlung mehr verrichten dürfen — bei Galeerenstrafe. Den Eltern ward verboten, ihre Kinder in der reformierten Religion unterrichten zu lassen; sie wurden gezwungen, dieselben in katholischen Kirchen taufen zu lassen bei einer Geldstrafe von 500 Livres. Die protestantische Kirche wurde nicht mehr rechtlich anerkannt, jedes Bekenntnis evangelischen Glaubens verboten. Kein Sakrament durfte von protestantischen Händen ausgeteilt werden; der Psalmengesang, der einen wesentlichen Teil der gottesdienstlichen Feier bildete, mußte verstummen. Die reformierten Schulen wurden geschlossen. Bis ans Sterbebett, ja über den Tod hinaus ging die Verfolgung alles protestantischen Lebens und Wesens. Der neue Glaube sollte mit seinen Wurzeln aus den Herzen seiner Bekenner ausgerottet, die ganze bürgerliche und religiöse Existenz der Reformierten vernichtet werden. Es ist fest beschlossene Sache — sagte Louvois, der König wird die angeblich reformierte Religion überall, wo seine Waffen sie finden, ausrotten. — Die berühmten Schriftsteller der damaligen Zeit richten gegen die Schwächen und Schäden Frankreichs die Pfeile ihres Witzes und Spottes, aber in all ihren Schriften ist kein Wort zu finden von dem unerhörten Unrecht, das den Reformierten geschieht. Montesquieu spricht in seinen „Lettres persanes" von allem Möglichen, von Reformierten scheint er nie gehört zu haben. Die Voltaire, d'Alembert, Diderot, Rousseau stehen im Zenit ihres Ruhmes. Philosophen und Schöngeister schwelgen in den Ideen von Menschenwürde, Toleranz und Freiheit — aber, daß ein so großer Teil ihrer Landsleute unter einer grausamen Gesetzgebung seufzte und blutete, wie es in den finsteren Zeiten des Mittelalters nicht grausamer gewesen — davon wußte diese geistreiche

und der Kirche machen. Gewiß, es gibt eine Stelle in der ganzen Literatur, wo es heißt: jenes Geistwesen, das mit dir in der Gestalt der Kirche sprach, war der Sohn Gottes (Hermas, Sim. IX, 1, 1); aber selbst hier ist nicht gemeint, daß Christus eine Allegorie für die Kirche sei, sondern der Sohn Gottes = der heilige Geist, hat die Gestalt der Kirche — eine weibliche Gestalt in weißen Gewändern — angenommen für die Zeit der Visionen, die Hermas erlebt. Nirgendswo ist Christus ein Bild für die Kirche. Es ist auch nur eine einzige Stelle, die Kalthoff auf den ersten Blick mit Recht anführen kann.

Kalthoff citiert sie mit folgenden Worten:

Gegen diese Doketen eifert Pseudo-Ignatius im Brief an die Gemeinde zu Smyrna, indem er bekennt, daß Christus noch immer im Fleische sei. Das kann gar nichts anderes heißen, als daß die Realität und Sichtbarkeit der Kirche, die durch die Doketen in Frage gestellt war, behauptet wird. Die Frage, ob ein Individuum Christus, das vor etwa zwei Jahrhunderten gelebt haben sollte, wirkliches Fleisch gehabt, hätte ganz außerhalb des Gedankenkreises der Väter gelegen, wogegen eine doketische Auffassung der Kirche, die ihre irdische Wirklichkeit und Machtfülle in Frage stellte, das Fundament des Katholizismus untergraben mußte.

Gerade das Gegenteil dieser Behauptungen ist richtig, und die Formel, „das kann gar nichts anderes heißen", verrät auch hier, wie so oft, das gänzliche Fehlen der Gründe. Daß die Kirche irdisch und sichtbar ist, das war allen alten Christen selbstverständlich; der Gedanke einer unsichtbaren Kirche ist erst von der Reformation gedacht worden. Wenn die alte Christenheit behauptet, die Kirche sei ein himmlisches Wesen, präexistent und vor der Zeit geschaffen, so will sie damit nicht einen Gegensatz gegen die irdische Kirche ausdrücken, sondern gerade deren göttliche Bestimmung und ewigen Wert. Wir finden nirgendwo Leute, die bestritten hätten, daß es eine Kirche auf Erden gebe, wohl aber solche, die den Fleischesleib Jesu bestritten. Nun soll aber der Ausdruck des Ignatius, „noch immer im Fleisch", nicht auf den erhöhten Christus, sondern nur auf die Kirche bezogen werden können. Das meint wohl Kalthoff, wenn er sagt, das könne nicht auf Christus gehen. Hören wir Ignatius selbst:

Ich fand mich ausgerüstet mit unerschütterlichem Glauben, wie angenagelt an das Kreuz des Herrn Jesus Christus, im Fleische wie im Geiste, und festgefügt in Liebe durch das Blut Christi, voll Glaubens an unsern Herrn, der wahrhaft ist aus dem Geschlecht Davids nach dem Fleisch, Sohn Gottes nach dem Willen und der Kraft Gottes, wahrhaft geboren von einer Jungfrau, getauft von Johannes, damit alle Gerechtigkeit von ihm erfüllet werde, wahrhaft unter Pontius Pilatus und dem Vierfürsten Herodes für uns ans Kreuz genagelt — von welcher Frucht wir stammen, von seinem gottseligen Leiden —, damit er ein Panier für die Ewigkeit aufrichte durch seine Auferstehung für seine Heiligen und Gläubigen, seien es Juden oder Griechen, in dem einen Leib seiner Kirche. Dies alles hat er um unsertwillen gelitten, damit wir gerettet würden. Und wahrhaft hat er gelitten, wie er sich auch wahrhaft auferweckt hat, nicht wie gewisse Ungläubige sagen, er habe nur scheinbar gelitten, die selber nur Schein sind. Und wie sie denken, so wird's ihnen auch gehen: den Gespenstern und Dämonischen!*) Denn ich weiß und glaube, daß er auch nach der Auferstehung im Fleische ist. Und als er zu Petrus und seinen Genossen kam, sagte er zu ihnen: Nehmet, fasset mich an und sehet, daß ich kein körperloser Dämon bin . . ."

Die Stelle sagt doch ganz deutlich, daß Ignatius an einen mit seinem Fleischesleib weiterlebenden Auferstandenen glaubt. Wenn wir das heute nicht mehr glauben, so dürfen wir darum doch diesen Glauben bei einem Christen des zweiten Jahrhunderts nicht für unmöglich annehmen und deshalb behaupten, es könne hier nur die Kirche gemeint sein. Nein, man kann gar nicht deutlicher das Gegenteil der Kalthoffschen Auslegung sagen, als es hier geschieht.

Es kommt noch hinzu, daß Ignatius in demselben Stücke von der Kirche als dem Leib des Christus redet. Aber diesen Leib unterscheidet er hier, wie überall, scharf von dem Leib, den Jesus von Nazareth gehabt hat; das Bild vom Leib und der historische Jesus werden in allen Schriften des Urchristentums scharf auseinandergehalten! Nicht eine einzige Stelle würde Kalthoff namhaft machen können, wo Prädikate, die der Kirche gehören, auf Jesus und andere, die Jesus gehören, auf die Kirche übertragen wären.

Wenn Kalthoff z. B. die Stelle 1. Joh. 2, 27 f., wonach „die Salbung in der Kirche als Kraft und Grund aller Erkenntnis bezeichnet sei" für seine Allegorie vorführt, so mißversteht er die „Salbung", die nichts anderes als der heilige Geist ist, d. h. wieder nicht ein „Symbol", sondern ein wirk-

*) D. h. sie werden in der Tat nicht teilbekommen an der Auferstehung des Leibes zur Seligkeit, sondern als körperlose Gespenster weiter leben.

---

und feinsinnige Gesellschaft nichts. Die Verfolgungen dauerten ununterbrochen fort. Aber — wie im 16. Jahrhundert die Hugenotten ihren Glauben verteidigt hatten, so hielten sie auch jetzt trotz Konfiskationen, Emigrationen, Strafen und Verfolgungen an demselben fest mit einem bewundernswürdigen Mut, der nicht gebeugt werden konnte, mit fester Zuversicht auf den endlichen Sieg des Evangeliums. Schon im November 1685 begannen die „Versammlungen der Wüste". Unter dieser Wüste verstand man die südlichen Cevennen, das Plateau von Auvergne, die Hügelreihe von Languedoc, Vivarais und Geraudan: dort sehen wir die Protestanten sich bald hier, bald da zum gemeinschaftlichen Gottesdienst versammeln — in Waldschluchten, Felsenhöhlen und Grotten. Vornehme Frauen, junge Mädchen, zarte Kinder und Greise machten oft 50 bis 60 Stunden Weges, um an diesem gemeinschaftlichen Gottesdienst teil zu nehmen. Einige Sätze aus einer Rede des Pastor Peyrot, die er bei einer Einsegnung zweier junger Pastoren „der Wüste" hielt, mögen uns besser als ausführliche Beschreibungen zeigen, was diese Kirche war. Was sagt uns die Angst — heißt es in dieser Rede — mit welcher wir uns hier versammeln, die Vorsichtsmaßregeln, welche wir nehmen mußten — was sagt uns der Ort, wo wir bei so feierlicher Gelegenheit zusammenkommen? Ach — wir sind ohne Gotteshaus, dem Wind und Wetter preisgegeben. Wir müssen die menschlichen Wohnungen fliehen und uns verbergen in Wäldern und schrecklichen Einöden — sagt uns nicht dies alles: Wir sind Schafe mitten unter den Wölfen? Was sagt uns der Haß so vieler Menschen, denen wir nie ein Leid getan? Was sagen uns diese blutigen Anschläge gegen uns? Was sagen uns, nicht die 30 Silberlinge, sondern die großen Summen, welche man denjenigen verspricht, die uns als Judas verraten und überliefern? Sind das nicht Stimmen, welche uns zurufen: Ihr seid wie Schafe mitten unter den Wölfen? Was sagen uns diese bewaffneten Armeen, die uns allerwärts umgeben, diese Befehle und Dekrete, nach welchen unsere Religion verboten und verpönt ist und unsere Prediger der Strafe der gemeinsten Verbrecher anheimfallen? Was sagen uns diese tragischen Scenen, die blutigen Katastrophen in unserer Mitte? O — sind es nicht Donnerstimmen, die uns zurufen: Wir sind wie Schafe mitten unter den Wölfen? Was sagen uns diese durchstochenen Leichname, diese blutigen Galgen? Was sagen uns — o Jammer, diese teueren Schäflein, diese ehrwürdigen Hirten, welche zerrissen und niedergemacht worden sind? Ich halte inne: es ist nur zu gewiß: Wir sind wie Schafe mitten unter den Wölfen! Was deshalb von uns gefordert wird, fühlt ihr! — Eine heilige Beilage ist uns anvertraut, wir sollen sie bewahren; eine Krone ist uns aufs Haupt gedrückt, wir sollen niemals sie uns rauben lassen. Und in der Tat ließen sich die „Neubekehrten" das teure Kleinod ihres evangelischen Glaubens nicht rauben. Weit entfernt, gegen die göttliche Vorsehung zu murren, priesen sie in ihren „Versammlungen der Wüste" die göttliche Güte, die sie auch der Leiden würdigte. Bei Fackelschein und angezündeten Feuern kam man im Dunkel der Nacht zusammen, um sich gegenseitig zu mutigem Ausharren im Kampfe zu ermuntern. Das Rauschen der Bäume, das Dunkel des Waldes, die geheimnisvolle Stille der Nacht gab diesen Versammlungen ein tiefernstes Gepräge, das noch erhöht wurde durch die Gefahr, die wie eine drohende Wolke über Predigern und Zuhörern schwebte. Aber, so oft auch diese Versammlungen überfallen, die Teilnehmer auf die Galeeren geschickt und die Prediger zum Tode verurteilt wurden, diese „Kirche der Wüste" bestand doch ununterbrochen ein Jahrhundert fort, geleitet von Glaubenshelden wie Roger, Court und Rabaut. Die Macht des Schwertes scheiterte an der Macht der religiösen Idee.

Germesheim a. Rh. Karl Lamb.

liches himmlisches Wesen, das dem Christen die Erkenntnis vermittelt und zu diesem Zweck von dem im Himmel befindlichen Christus gesandt ist. Oder Kalthoff stellt die Theologie des Paulus auf den Kopf, indem er zu 1. Kor. 1, 13 ff. bemerkt: „Christus ist das Einheitsprinzip der Kirche . . ., darf nicht zerteilt werden, d. h. es darf in der Gemeinde keine Spaltungen geben." In Wahrheit steht aber dort folgendes zu lesen:

„Es ward mir kund . . ., daß Spaltungen unter euch sind. Ich meine aber dies, daß jeder von euch sagt: Ich bin des Paulus! Ich aber des Apollos! Ich aber des Kephas! Ich aber des Christus! Ist der Christus zerteilt? Ward Paulus für euch gekreuzigt, oder seid ihr auf den Namen des Paulus getauft worden?"

Paulus weist also darauf hin, daß der Christus *ein* Wesen ist, das allen Christen gehört, daß *er* gekreuzigt worden ist für alle, daß sie auf seinen Namen getauft sind. Christus *ist* also *nicht* das Einheitsprinzip der Kirche, sondern die Verpflichtung der Gemeinde, sich nicht zu spalten, wird darauf zurückgeführt, daß der eine himmlische Christus, der unter Pontius Pilatus gekreuzigte Mann, *allen* gehört, nicht bloß einer Partei, und daß er an Bedeutung alle Apostel, Paulus, Kephas und Apollos, weit überragt.

Das Urchristentum hat nirgends unter dem Bilde des Christus die werdende Kirche und ihre Tendenzen dargestellt. Die These Kalthoffs verwechselt zwei ganz getrennte Größen, trifft an keiner Stelle die Meinung der alten Schriftsteller und berücksichtigt nicht die wirklichen Lebensinteressen der werdenden Kirche, sondern schiebt ihr fremde Interessen in Allegorien unter. H. Weinel.

Die römisch-katholische Kirche als Erbin der Antike.

Im Jahre 375 begann der letzte Akt des gewaltigen Geschichtsdramas, das den Untergang der antiken und die Entstehung einer neuen, der mittelalterlichen Welt darstellt. Längst schon hatte man nur mit Mühe, nur mit Hilfe germanischer Söldnerheere wider die andrängenden Germanen die Grenzen des morschen Römerreichs geschützt. Nun aber brechen die Dämme, die Germanen überfluten die Grenzen; der Anfang vom Ende ist da. Bald stehen die Barbaren allenthalben als Herren auf dem alten Kulturboden des Römischen Reiches.

Mochte das Weltreich zusammenbrechen, seine Zeit war gekommen. Was aber sollte werden aus all den reichen Schätzen einer hohen geistigen Kultur, welche diese von Barbarenhand zertrümmerte alte Welt in sich barg? Sollte auch das alles zu Grunde gehen, die Nacht völliger Unkultur aufs neue anbrechen? Oder wo war eine Macht, die durch die Stürme der Zeit diese Schätze sicher hindurchtrug?

Nun, eine solche Macht war in der Tat vorhanden, stark und innerlich gefestigt genug, um an Stelle des zertrümmerten Römischen Staates der Kulturträger für die kommende Epoche der abendländischen Geschichte zu sein: die römisch-katholische Kirche. Wie ein Fels im Meer hat sie in den brandenden Wogen der Völkerwanderung gestanden und allen Stürmen getrotzt. Diese Kirche ist *Weltkirche*; mag der Römische Staat verschwinden, mögen die Staaten der Germanen entstehen und vergehen, sie wird bleiben. In der Hauptstadt der Welt hat auch sie ihr Haupt. Der Geist der Cäsaren, die von Roms Herrscherrecht durchdrungen waren, lebt weiter in den Bischöfen der ewigen Stadt.

Der römisch-katholischen Kirche ist die weltgeschichtliche Aufgabe zugefallen, ein gut Teil von dem Kulturerbe der Antike durch jene stürmischen Zeiten hindurch zu retten. Damit tritt die Kirche als Kulturträgerin an die Stelle des antiken Staates. Eine neue Epoche der Geschichte hat begonnen.

Die Kirche ist dieser gewaltigen Umwälzung sich durchaus bewußt gewesen, sie selbst hat in dieser Zeit schon mit fester Hand das Programm für die Geschichte des nun folgenden Jahrtausends geschrieben. Im Jahre 410 war das weltbeherrschende Rom von Alarichs Scharen erobert und furchtbar geplündert worden. Unter dem Eindruck dieses Zusammenbruchs der Römerherrlichkeit beginnt Augustin im Jahre 413 sein berühmtes Buch „de civitate dei", „über den Gottesstaat" zu schreiben. Einer der größten Geister der Zeit rechnet hier ab mit der alten Welt und spricht sein Verdammungsurteil über sie. An Rom vollzieht sich jetzt das Gericht Gottes. Roms Geschichte ist eine Geschichte von Raub und Gewalttat. Die leuchtendsten Vorbilder römischen Heldentums sind ihm eitel ehrgeizige Menschen. Verdammungswürdig wie das staatliche und sittliche Leben der Antike ist auch ihre Kunst, ihre Philosophie. Auch ein Homer ist nur „der Dichter der göttlichen Verbrechen".

Die ganze Welt ist wert, daß sie zu Grunde geht. Es gilt nun, ein Neues an die Stelle zu setzen. An die Stelle des weltlichen Staates, in dem das Kulturleben der Antike sich zusammenfaßt, tritt der Gottesstaat. Dieser Gottesstaat — das ist die notwendige Konsequenz aus Augustins Darlegungen — ist die römisch-katholische Kirche. Die Kirche ist so hoch erhaben über den Staat, „wie der Himmel über die Erde, das ewige Leben über zeitliche Freuden, die Gemeinschaft der Engel über die Gemeinschaft der Sterblichen".

Es ist nichts durchaus Neues, was Augustin in seinem großen Werk ausspricht. Andere christliche Schriftsteller haben — freilich nicht so scharf pointiert und so konsequent — ähnliches vor ihm gesagt. Das „weltliche" Leben ist das Gebiet des Sinnlichen und darum Sündigen. Unter den Begriff „Welt" fallen alle irdischen Lebensbeziehungen: Staat und Vaterland, Ehe und Familie, Arbeit und Besitz, Wissenschaft und Kunst.

Der Staat ist ein notwendiges Übel; die Sünde hat ihn geschaffen; er ist das Ziel derer, die „nach dem Fleische leben". Der Christ hat kein „Vaterland". „Was liegt daran," sagt Augustin, „unter wessen Herrschaft der Sterbliche lebt." Zum Begriff „Welt" gehören auch Ehe und Familie. Die Ehe an sich ist unrein. Gregor von Nyssa nannte sie „die Quelle alles Unglücks". Die natürliche Liebe zu den Eltern und Kindern ist nicht vereinbar mit der Liebe zu Gott. Die Mutter des heiligen Theodosius sucht vergeblich ihren Sohn in der Klosterzelle auf. Er läßt sie zurückweisen; für die „Welt" ist er tot. Nicht anders ergeht es der greisen Mutter des heiligen Pömen und seiner Brüder. Sie wird nach langem, ermüdenden Weg vertröstet auf das „Wiedersehen im Himmel". Hieronymus sagt: „Wenn auch dein kleiner Neffe seine Arme um deinen Hals schlingt, wenn auch deine Mutter mit aufgelöstem Haar, ihr Kleid zerreißend, auf die Brust zeigt, die dich nährte, wenn auch dein Vater auf der Schwelle vor dir niederfällt — gehe über deines Vaters Körper hinweg, fliehe mit tränenlosem Auge zu dem Zeichen des Kreuzes. In dieser Angelegenheit ist Grausamkeit die einzige Frömmigkeit."

Derselben Beurteilung unterliegt Arbeit und Eigentum. Cassian nennt das Privateigentum „die Wurzel alles Uebels", Ambrosius redet von „Usurpation". Aller Erwerb wird verworfen. „Wenn man die Ursache des Erwerbs, die Habgier, von sich wirft, bleibt keine Veranlassung, um Geschäfte zu treiben" (Tertullian).

Daß Wissenschaft und Kunst nicht höher gewertet wurden, versteht sich fast von selbst. „Welche Seligkeit, fragt Lactantius, werde ich denn gewinnen, wenn ich weiß, wo der Nil entspringt oder was die Physiker vom Himmel fabeln"? Der heilige Antonius, so wird mit Beifall berichtet, wollte als Knabe weder lesen noch schreiben lernen, um nicht in seinen Andachtsübungen gestört zu werden. Ja die Frömmigkeit des heiligen Eremiten Paulus war so groß, daß er nicht wußte, ob Christus vor oder nach den Propheten gelebt habe.

Wie wäre ein schärferer Gegensatz denkbar, als er hier vorliegt zwischen der im nationalen Staat wurzelnden, ausschließlich auf das Diesseits gerichtete Antike und dem heraufdämmernden Mittelalter, in dem die Kirche den Staat, das Jenseits das Diesseits ablöst? Und trotzdem wurzelt das Mittelalter in der Antike, freilich der ausgehenden, sterbenden. In zwiefacher Hinsicht. Der Römische Staat, national von Hause aus bis in seine letzte Wurzelfaser, war immer mehr entnationalisiert

worden. Alle Bemühungen, seinen alten Charakter zu bewahren, waren fruchtlos. Der Römische Staat der Kaiserzeit umfaßte tatsächlich so ziemlich die ganze bekannte Welt. Notwendig mußte der Gedanke eines allgemeinen Weltbürgertums entstehen. Auch die Ausbreitung des Christentums hat in dieser Richtung gewirkt. Dem Staate war das zum Unheil, der Kirche aber zum Segen. Auf den Trümmern des Weltstaates kann die Weltkirche sich erheben.

Und ein Anderes, noch tiefer Greifendes! Die Antike hatte in ihrer reichsten Zeit auf das Diesseits allein den Blick gerichtet. Aus dieser Erde quillen ihre Freuden und Leiden. Bei keinem Volk gilt das mehr als den Griechen. Mit sonnigen Augen haben sie ihren Erdentag angesehen und heiter ihn geschmückt. Wie war das anders geworden in der Zeit, da das Evangelium seinen Lauf durch die Welt antritt. Die heiter schöne Welt Homers verschwunden, die Sinnenwelt als völlig wertlos und wesenlos erkannt, das Erdendasein eine dunkle Zeit der Wirrsal, die der Weise gern schnell durcheilt. Der Tod bringt die Erlösung der Seele aus unwürdigen Banden, dem Kerker der Sinne. In die übersinnliche Welt hat sich immer mehr der griechische, überhaupt der antike Denker geflüchtet.

Die alte Welt legt sich zum Sterben hin, sie verzweifelt an sich selbst, sie verurteilt ihre eigene Jugend. Die Kirche aber nimmt diese Lebensanschauung einer müden, gealterten Welt auf, macht sie zu der ihren, ja verschärft sie. Unter dem Begriff des Unwerts hatte für die antiken Denker zuletzt die ganze sinnliche Welt gestanden, die Kirche stellt sie unter den Begriff der Sünde. Aber kann man mit solcher Abwendung von der Welt die Welt erobern? Gerade die Weltverachtung der Kirche hat ihr die Menschen jener Tage in großen Scharen zugeführt, wie heute noch so manche an sich und der Welt Verzweifelnde sich ihr zuneigen. Die Kirche allein konnte dem düsteren Satz von der völligen Nichtigkeit alles Erdenlebens den anderen, befreienden entgegensetzen, daß in ihr selbst doch ein Stück Himmel in die Erde hineinrage. Wes Leben die Mutter Kirche mit ihren Sakramenten umfängt, der ist über den sündigen Zusammenhang alles Irdischen hinausgehoben. Hier tut der verzweifelnden Menschenseele der sichere Hafen sich auf.

Es war wohl eine geschichtliche Notwendigkeit, daß das Christentum in seiner katholisch-kirchlichen Form der Weltanschauung der sterbenden Antike sich innerlich verband. Die Kirche hat eben die Sprache ihrer Zeit gesprochen, so sehr sie auch von dem tiefen Gegensatz von Evangelium und Welt durchdrungen war. Eben indem sie die Lebens- und Denkformen der ausgehenden Antike sich zu eigen machte, ward sie zur geistigen Führerin der Kulturvölker der alten Welt.

Nur eine kurze Frist noch war dieser alten Welt gegeben, seitdem das Christentum unbestritten die Führung übernommen hatte. Eine neue Zeit steht vor der Tür. Mit dem Eintritt der Germanen in die Geschichte hebt diese neue Zeit, das Mittelalter, an. Die Germanen stehen durchaus im Vordergrund der mittelalterlichen Geschichte. Die große Frage an die Zukunft war: wie werden römisch-katholisches Christentum und germanische Welt zueinander stehen? War diese Kirche, mit antikem Denken und Fühlen stark verwachsen, auch germanischem Geiste wahlverwandt? Ein folgender Aufsatz mag die Frage beantworten. Rahlwes.

Religiöse Weltanschauung.*)

So verkehrt das Beginnen der mittelalterlichen Scholastiker war, die christliche Dogmatik mit der aristotelischen Philosophie beweisen zu wollen, ein großer Gedanke lag diesem Bestreben doch zu Grunde: die Überzeugung, daß Religion und Weltanschauung, Glaube und Wissen, eine organische Einheit bilden müssen. Brachten sie auch diese Einheit nur mit künstlichem Zwang zu stande, so entrannen sie doch so der Gefahr, die uns Kinder der Neuzeit immer ernster bedroht: daß uns Religion und Weltanschauung auseinanderfallen. Es kann ja wohl eine Weltanschauung ohne Religion, aber unmöglich eine Religion geben, die nicht entweder selbst eine Weltanschauung zu sein beansprucht oder doch eine bestimmte Weltanschauung zur Voraussetzung hat. Fast zwei Jahrtausende besteht jetzt das Christentum, fast 1600 Jahre als staatlich anerkannte und organisierte Kirche, und diese hat ihre — auch von der Reformation nicht alterierten — grundlegenden Dogmen bis heute beibehalten, ohne sich im geringsten zu kümmern um die radikale Veränderung der Weltanschauung im eigentlichsten Sinne dieses Worts, die sich seitdem vollzogen hat, ja sie tut sich noch etwas darauf zu gute, der unverrückbare Fels in dem brandenden Meer menschlicher Gedankengebilde zu sein. Tut sie recht damit? Man müßte diese Frage mit „Ja" beantworten, wenn wirklich, wie es so oft von orthodoxer Seite dargestellt wird, die wissenschaftlichen Erkenntnisse nur ephemere Erscheinungen wären, die einander in wilder Jagd ablösen. Aber das sind sie nicht. Freilich laufen bei menschlicher Forschung Irrtümer mit unter; aber es liegt im Wesen einer wahrheitsuchenden Wissenschaft, daß sie sich fortwährend selbst berichtigt und daß sie nur die als haltbar befundenen Steine zum Bau einer neuen Weltanschauung verwendet. Deren sind es aber wahrhaft nicht wenige. Und doch, wie viele gibt es noch unter unsern „Gebildeten", die z. B. keine Ahnung haben, daß die Kopernikanische Weltanschauung mit sehr wesentlichen Dogmen der christlichen Kirchen sich nicht vereinigen läßt! Wir sind eben gedankenloser geworden als Luther, der recht wohl wußte, warum er den Kopernikus einen Narren nannte, und als die katholische Kirche, die noch heute das Kopernikanische System nicht anerkennt, wenn sie auch die Kenntnisnahme desselben ihren Gläubigen seit 81 Jahren (1822) gestattet. Und wie viel neue Kenntnis in Natur und Geschichte ist in den letzten vierhundert Jahren zu den großen Entdeckungen des 15. Jahrhunderts hinzugekommen! Es ist unausweichlich, daß die Religion — und wenn es die Kirche nicht tut, so doch die einzelne religiöse Persönlichkeit — dazu Stellung nimmt, und so erhebt sich die Frage: Inwiefern muß die Religion, speziell die christliche Religion, auf Grund der modernen Weltanschauung sich modifizieren? oder: Welche religiöse Weltanschauung ist bei unserem heutigen Wissen von der Welt noch möglich?

Jeder Versuch zur Lösung dieser brennenden Frage ist ein unbestreitbares Verdienst, das sich entsprechend erhöht, wenn ein solcher Versuch ohne schwächliche Vermittlungen zwischen Altem und Neuem, woran wir Überfluß haben, einmal reinen Tisch macht mit wissenschaftlich überwundenen Anschauungen und andererseits für die sicheren wissenschaftlichen Errungenschaften der Neuzeit unbedingte Anerkennung auch seitens der Religion verlangt. Dies tut Kalthoff in scharfer und klarer Weise, ohne daß dadurch die Wärme seines religiösen Gefühls beeinträchtigt würde. Er zeigt uns, wie infolge der Erkenntnis der Unendlichkeit der Welt unser ganzes Naturbild gegenüber der früheren geo- und anthropozentrischen Auffassung ein anderes geworden ist, wie ferner unser Geschichtsbild sich gewandelt hat, indem nicht mehr bloß eine kleine Schar auserwählter Völker und Personen, sondern die ganze Menschheit in ihrer unbegrenzten Mannigfaltigkeit unser Interesse in Anspruch nimmt, wie endlich auch unser persönliches Menschenbild ein neues geworden ist, indem wir den einzelnen Menschen nicht mehr als unabhängige mit absoluter Verantwortlichkeit belastete Persönlichkeit fassen können, sondern als ein Stück Natur, das deren ewigen Gesetzen unterworfen ist. Soll nun die Religion — und sie muß es, wenn sie wahrhaftig bleiben will — mit dem neuen Weltbild sich vertragen, so muß sie sich einer Einmischung in das Gebiet des Wissens enthalten und sich auf die ihr eigene Sphäre des Gemüts und der Phantasie beschränken. Die Vorstellung von Gott beruht nicht auf Erkenntnis, sondern auf Empfindung, der Glaube ist kein Wissen oder Fürwahrhalten, sondern eine sittliche Kraft, das Gebet hat nicht die Erfüllung törichter und beschränkter Menschenwünsche zum Ziel, sondern es ist eine Erhebung des Menschlichen zum Göttlichen in Gedanken und Gefühlen. Die Bibel hat keinen Anspruch auf

*) Albert Kalthoff, Religiöse Weltanschauung. Reden. 1. und 2. Tausend. Leipzig. Diederichs. 1903.

besonderen Offenbarungscharakter, ist vielmehr nu ein Teilr der Bibel der Menschheit, in die sich die Großen alter Zeiten einzeichnen. Christus ist einfach gleich dem religiösen Ideal, das mit den Zeiten wechselt: jede Zeit hat, schafft sich ihren Christus. Aufgabe der Kirche ist es nicht, eine bestimmte Religion zu lehren, sondern neben praktischer Liebestätigkeit „den Einheits- und Menschheitsgedanken durchzuführen"; und wenn sie sich von allem „Pfaffentum", das auf die Unterdrückung der Persönlichkeit ausgeht, fernhält, so mag ihr Kultus, als Symbolik gefaßt, immerhin fortbestehen. An diese Leitmotive knüpft Kalthoff, wie man das von ihm gewöhnt ist, eine Fülle feinsinniger Gedanken in begeisterten und packenden Ausführungen an. Zum Vortrefflichsten in dem Buche rechne ich die Kapitel über den Glauben, von dem er sagt: „Er ist der Todessprung des Menschen in Gott, in dessen ewigen Tiefen er sein wahres Leben wiederfindet; er ist das Wagnis des Willens, sich selbst hinzugeben an das, was ewig notwendig ist, damit diese Notwendigkeit ihm zu seiner wahren Freiheit werde" (S. 95). Außerordentlich wahr und gesund sind dann namentlich auch die Erörterungen über Religionsunterricht und religiöse Jugenderziehung. Wie richtig es doch, daß sich Religion im tiefsten Grunde nicht lehren läßt; Unterrichtsgegenstand kann eigentlich nur Religionsgeschichte sein. Wie berechtigt ist die Warnung, bei der religiösen Erziehung, das Haus nicht vom Dach aus zu bauen, sondern das Kind von der Welt und der Menschheit zu Gott zu führen und nicht umgekehrt. Endlich werden die Leser dieses Blattes alle mit Kalthoff darin einig sein, „daß die Formen unserer Frömmigkeit gleichen Schritt halten müssen mit den fortschreitenden Formen unseres gesamten übrigen Lebens" (S. 269).

Aber trotz der rückhaltlosen Zustimmung zu diesem das ganze Buch beherrschenden Grundsatz steigen doch dem denkenden Leser mancherlei Bedenken gegen die Art seiner Durchführung bei Kalthoff auf. Vor allem scheint mir Kalthoff nicht sorgfältig genug zu unterscheiden zwischen denjenigen Bestandteilen des modernen Weltbildes, die sicher erwiesen sind, und denen, die sich noch durchaus im Stadium von mehr oder weniger wahrscheinlichen Hypothesen befinden. Zu jenen rechne ich z. B. die Unendlichkeit der Welt, deren Konsequenzen Kalthoff so treffend zeichnet, zu diesen das zentnerschwere Problem von der Entstehung des Lebens, das er mit unglaublicher Leichtigkeit nicht löst, sondern bei Seite schiebt, und die „Gesetze" der Vererbung und Anpassung. Man kann überhaupt mit der Anwendung des Begriffes „Gesetz" außerhalb mathematisch-physikalischer Formeln nicht vorsichtig genug sein. Wie wenig aber diese Gesetze ausreichen, das Rätsel der Persönlichkeit zu lösen, das zeigen u. a. die ganz unglücklichen und unrichtigen Bemerkungen über Goethe und Schiller (S. 134) und die in ihrer Richtigkeit mindestens sehr fragliche Polemik gegen ein berühmtes Wort Lessings (S. 133). In dem Kapitel über „Idealismus" scheint mir Kalthoff die Wichtigkeit der Sinne bedeutend zu überschätzen, wenn er von „fleisch- und blutlosen Denkermenschen" spricht (S. 144). Beruht denn nicht auch in den exakten Wissenschaften jeder Fortschritt auf einer Idee, die stets dem Experiment vorangeht und durch dieses nur ihre Bestätigung oder Widerlegung erfährt? Kann ferner wirklich „in einer Glaubensweise nie eine Gefahr für das Leben sein, so lange lebendige Menschen das Echo ihres eigenen Geistes darin wiederfinden" (S. 259)? Also Gebräuche wie z. B. die Witwenverbrennung in Indien sollte man ruhig fortbestehen lassen, so lange es noch Leute gibt, in deren „Glaubensweise" diese Sitte nun einmal einen integrierenden Bestandteil bildet? Diese optimistische Betrachtung aller lebensfähigen „Glaubensweisen" hängt mit zwei Grundideen Kalthoffs zusammen: mit seiner symbolischen Auffassung der Religion und mit seinen sozialen Theorien. Gegen die erstere habe ich mich in der Anzeige seiner „Faustpredigten" gewendet;*) über den zweiten Punkt hier noch ein paar Worte. Kalthoff operiert außerordentlich häufig mit dem Begriff „der Mensch", und wenn er auch einmal (S. 102) den geistig fortgeschrittenen einzelnen von der rückständigen Masse sich unterscheiden läßt, so vergißt er dies doch allzu rasch wieder und zeigt sich plötzlich bereit, allen gleiche Rechte einzuräumen. Es geht aber eben nicht an, die Völker unter sich und innerhalb eines Volkes die einzelnen Individuen einfach gleichzusetzen. Wenn gegen irgend etwas, so spricht gegen solch gewaltsame Theorie der offenkundige Tatbestand. Die Großen unter den Völkern und unter den einzelnen werden immer die andern um Haupteslänge überragen und ihre Aufgabe kann nur sein, die Masse möglichst zu sich emporzuziehen, nicht aber, alles zu lassen wie es ist, so lange es noch dem Bedürfnis „lebendiger Menschen" entspricht. Dies wäre das Ende jeder Reform und jedes Fortschritts. Und einen solchen wünscht doch Kalthoff selbst eben auch auf religiösem Gebiet: er verlangt einen „vernünftigen Gottesdienst" (S. 207). Warum aber vernünftig, wenn doch die Religion mit dem Verstande gar nichts und nur mit Empfindung und Phantasie zu tun hat? Wenn ich nicht irre, so ist diese Inkonsequenz einer der alten Lappen Kantischer Philosophie, die Kalthoff auf das neue Kleid seiner monistischen Weltanschauung flickt. Oder was berechtigt ihn, von seinem Standpunkt aus noch die Begriffe der Verantwortlichkeit und der Pflicht aufrechtzuerhalten? Wie kann er vom Leidenden verlangen, „was ihm von Natur versagt ist, durch sittliche Kraft zu ersetzen" (S. 126)? Das Maß sittlicher Kraft, über das der Einzelne verfügt, beruht doch wohl auch auf dem „Gesetz der Vererbung" und liegt somit außerhalb der Willenssphäre der Persönlichkeit!

Kalthoff hat sein Buch „Religiöse Weltanschauung" überschrieben. Kann man dieser noch einen christlichen Charakter vindizieren? Der Verfasser selbst wird diese Frage unbedingt bejahen, da er ja den individuellen Ursprung des Christentums leugnet und es in seinem „Christusproblem" vielmehr als eine religiös-soziale Strömung auffaßt, so daß Christus ihm ein mit dem Zeitgeist wechselndes religiöses Ideal wird (S. 184 ff.). Aber merkwürdig: auch hier kann sich Kalthoff malgré lui von der von ihm bekämpften Vorstellung einer individuellen Persönlichkeit Jesu doch nicht ganz losmachen. Mehrfach (S. 63, 94, 110, 133, 188) spricht er von Jesus in einer Weise, die man schwerlich anders als im gewöhnlichen Sinn verstehen kann, während an anderen Stellen (S. 107, 182, 255) seine eigene Anschauung hervortritt. Jedenfalls liegt in der letzteren die Ursache dafür, daß verhältnismäßig wenige der Gedanken Jesu, die die Evangelien oder auch nur die sogenannte Bergpredigt enthalten, in diese „religiöse Weltanschauung" übergegangen sind. War Jesus keine religiöse Persönlichkeit, so können wir von ihm freilich auch keine religiöse Deutung des Lebens erwarten. Referent kann sich vorerst von der Richtigkeit von Kalthoffs Christushypothese nicht überzeugen und glaubt, daß die Worte Jesu eine Reihe von Gedanken enthalten, die für eine religiöse Weltanschauung, auch nach Ausscheidung alles zeitgeschichtlich Bedingten, wesentlich fruchtbarer gemacht werden könnten, als es hier geschehen ist. Sollte dies aber nicht möglich sein, dann, glaube ich, ständen wir vor der schon von Strauß aufgeworfenen Frage: „Sind wir noch Christen"?

Schwäbisch-Hall. W. Nestle.

*) Protestantenblatt, 14. Dez. 1901, Nr. 50. S. 394 f.

Kirchliche Nachrichten.

Ausland.

Pro Italia. Unter diesem Namen hat sich im vorigen Jahre ein Verein gebildet, der die protestantische Bewegung in Italien, zunächst in Oberitalien, an seinem Teil fördern will. Daß eine solche vorliegt, ist, nach dem zweiten Flugblatt des Vereins — Luino, im Mai 1903 — unfraglich. „Vor ungefähr 12 Jahren trug sich am Lago maggiore ein bisher nicht dagewesener Fall zu. Die Bewohner eines einsamen Gebirgsdorfes, Montorfano genannt, verließen vollzählig die römische Kirche, dank der Arbeit des verstorbenen Pfarrers Alberico Bossi von Intra, um protestantisch zu werden. In Ramello, nicht weit von Montorfano, wohnten wir nun einer ganz ähnlichen Tatsache bei, indem auch dort ein großer Teil der Bevölkerung sich vom Katholizismus abgewandt hat und die Bewegung sich auch andern umliegenden Dörfern in erfreulichster Weise mitteilt. Dieses Evangelisationswerk forderte und fordert noch große Unterstützung, da sich hier nicht nur ein religiöses, sondern auch ein ziviles Arbeitsfeld auftat. Angesichts — — — dem Umstande, daß die Gemeinde

in Ramello für die, schon vor ihrem Entstehen, von klerikaler Seite scharf angefeindete evangelische Schule weder sorgen konnte, noch sie auszustatten im stande war, lag da die Pflicht der „Pro Italia“ nicht offen da?“ Wir hören nun, daß dies nach Kräften geschehen ist, daß aber größere Mittel nötig sind, um die viel größeren Ziele des Vereins zu erreichen. Diese sind, die Bewegung in Fluß zu erhalten, sie zu verstärken und ihr einen Mittelpunkt zu schaffen. Jenes geschieht durch Verleihung von Stipendien an arme Theologiestudierende, durch Beihilfe an Schulen. „Die Abendschule in Luino, deren Kosten die „Pro Italia“ trägt, wird, trotz dem Widerstand der Klerikalen, von 35 Schülern besucht.“ Ferner auch eine Pastoralbibliothek, die auch von aus der katholischen Kirche ausgetretenen Priestern in Anspruch genommen wird. Ein früherer Mönchsbruder bittet, ihm einige Werke über die Grundwahrheiten des Christentums zu senden. Er schreibt: „Als ich aus dem Orden austrat, wurden mir nach dessen Satzungen alle Bücher weggenommen, und für mich ist es die größte Qual, nicht studieren zu dürfen. Ich habe die Hoffnung, eines Tags evangelischer Geistlicher zu sein . . . Ich wäre deshalb dankbar, wenn Sie mir etwas evangelisch-theologische Literatur senden wollten, eine Kirchengeschichte, womöglich auch eine römisch-katholische, da ich die Arbeit im Kopf habe“ . . . Ähnliche Gesuche ergehen an einen evangelischen Pastor in Rom von Priestern und Mönchen, „die ihm die Qualen ihres geistigen Martyriums“ anvertrauen. Als letztes und Hauptziel faßt die „Pro Italia“ die Gründung einer evangelischen Lehranstalt ins Auge. Die Mittel, über die der Verein verfügt, sind zur Zeit noch gering; doch sind sie im zweiten Jahre seines Bestehens von 700 auf 3433 Franken gestiegen. Die meisten Gaben sind ihm aus Württemberg zugeflossen. Ferner aus der Schweiz, am reichlichsten aus Locarno. Doch finden sich auch Berliner unter den Gebern. Beiträge können geschickt werden an die Mitglieder des Komitees: Bergrat Sigel, Ingstfeld in Württemberg, Stadtpfarreiverweser Pfäfflin, Lutkirch in Württemberg, Oskar Großheintz, Basel, Socinstraße, Pastor Luigi, Biasca, Kanton Tessin, Mrs. E. S. Morshead, Luino am Lago maggiore, Frau Hildegard Bossi-Sigel, daselbst, Pastor Duilio Bossi, daselbst. Den Lesern des „Protestantenblattes“ sei der segensreich wirkende Verein „Pro Italia“ hiermit empfohlen. D.

Firma 1870 gegründet
Bei Barzahlung höchster Rabatt und Preisendungen bei Abzahlung entsprechend. Erstklassige Fabrikate.

Emmer-Pianinos
Flügel — Harmoniums.

Längste Garantie.
Allerhöchste Auszeichnung. Fabrik:
Wilhelm Emmer,
Berlin 219, Seydelstraße
Preisliste, Musterbuch umsonst.

Alle 20 Tage ab Hamburg und ab Konstantinopel

Mittelmeer-
und
Orientfahrten

nach Lissabon, Gibraltar, Algier, Tunis, Malta, Pyräus, Smyrna, Konstantinopel.

Man verlange Prospekt P!

Passage und Verpflegung I. Klasse bis Konstantinopel von **M. 300.—** an.

Deutsche Levante-Linie, Hamburg.

Bochumer Gussstahl-Glocken.

Schöner, reiner Ton. — Wesentlich (bei den heutigen hohen Preisen des Kupfers und Zinns **um mehr als die Hälfte)** billiger als Bronzeglocken, aber viel weiter tragender Ton und widerstandsfähiger als letztere, auch bei Fall von großer Höhe und Feuersgefahr. — Lange Garantie. — Zweckmäßig und solide gearbeitetes Zubehör. — Bis Ende 1900 4200 Kirchen- und 7000 Signalglocken geliefert. —

Prospekte mit Zeichnungen und vorzüglichen Zeugnissen auf Wunsch.

Bochumer Verein für Bergbau und Gußstahlfabrikation.
Bochum in Westfalen.

Rheumatismus-
und Gicht-Kranken teilt unentgeltlich mit, was ihrer lieben Mutter nach jahrelangen, gräßlichen Schmerzen sofort Linderung und nach kurzer Zeit vollständige Heilung brachte.
Marie Grünauer
München, Buttermelcherstr. 11/I.

Einladung zum Abonnement auf

Niedersachsen

Ill. Halbmonatsschrift für Geschichte, Landes- und Volkskunde, Sprache, Kunst und Literatur Niedersachsens.

Redakteure: **Hans Pfeiffer, Bremen** und **Friedrich Freudenthal, Fintel.**
(Letzterer für den plattdeutschen Teil.)

Preis vierteljährlich Mk. 1,50.

Ziel und Zweck der Zeitschrift ist die Pflege der **Heimatliebe** und der **Heimatkunst.** Vornehm, gediegen und künstlerisch in Wort und Bild ist Niedersachsen das Lieblingsorgan der Gebildeten aller Stände Nordwestdeutschlands.

Man abonniert beim Buchhändler oder bei der nächsten Postanstalt.

Probe-Nummern und **Prospekte** gratis und franko vom Verleger

Carl Schünemann, Bremen.

Fahrräder

Ia Qualität. Spielend leichter Lauf. Grösste Haltbarkeit.
H. von Böttticher, Hamburg V.
Ausverkauf Modell 1901 billigst, soweit Vorrat.

Probenummern des „Protestantenblattes“ werden auf Wunsch überallhin gratis und franko versandt. Die Expedition.

Junger Glaube

Eine Sammlung von Kinder- und Jugendpredigten
herausgegeben von
Pastor **R. Emde** zu Bremen-Hastedt.

Preis brosch. 1.25 Mk., elegant geb. 2.25 Mk.

Die Sammlung enthält 25 Predigten von namhaften liberalen Kanzelrednern. Sie will zeigen, wie undogmatisches Christentum in unseren Tagen jungen Herzen von der Kanzel aus nahe gebracht werden kann.

Das Buch ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Bremen. **Verlag von Carl Schünemann.**

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen 11, Kirchbachstraße 7, und Prediger M. Fischer, Berlin NO 18, Weberstraße 56/57.
Druck von Carl Schünemann, Bremen.